

Michael Daxner
Wir erfinden Afghanistan
Vortrag zur Ausstellung

Kunduz 4. September 2009

Potsdam, Kunstraum
Schiffbauergasse
25.5.2010

Im Park Sanssouci steht ein Chinesisches Teehaus. Was ist daran „chinesisch“, woher wissen wir, dass es chinesisch ist – wir wissen nur, dass chinesisch gemeint war und können ziemlich genau rekonstruieren, wie im 18. Jahrhundert China „gesehen“ wurde und was dieses Sehen bei den Menschen in Preußen – in einer bestimmten Schicht, in bestimmten Diskursen – ausgelöst hatte, bzw. wodurch es ausgelöst wurde. In ganz vielen ästhetischen Details, in Kleidung und Haltung der Skulpturen, in der Dachform des Gebäudes usw. können wir sehen, wie China durch Architekt und Auftraggeber konstruiert wurde und wie diese Konstruktion durch die Nutzer und Betrachter des Teehauses verfestigt und vielleicht verändert wurde.

China, Atlantis, Utopia, Afghanistan – wo liegen sie? Wir wissen immer schon vorher, was wir erwarten und vergleichen dann, angesichts der Wirklichkeit, mit dem, was wir erwarten. Aber was erwarten wir und woher wissen wir es? Sage niemand, wir hätten all das im Fernsehen gesehen. Sicher spielt dieses Medium eine große Rolle, früher war es der Film oder die Postkarte, immer hat man schon vorher ein Bild sich gemacht. Über eine andere Ausstellung sagt der Rezensent: *„Wenn der Mensch sich ein Bild macht, fängt er an zu lügen. Aber nicht nur“*¹. Photographen machen sich Bilder, die Camera macht Bilder, die Betrachter machen sich Bilder, die Erzählungen von Bildern erzeugen neue Bilder. Vergleiche brauchen immer ein Wieder-Erinnern, einen anamnetischen Prozess. Was und wie wieder erinnert wird, ist nicht vollständig bewusst und nicht in Gänze planbar.

Manche bauen ihre Bilder von fremden Ländern und Völkern² aus Reiseberichten auf, die sie mit eigenen Erinnerungen und Erfahrungen verbinden. Ein klassisches Beispiel sind Marco Polos Reisen, deren Verarbeitung sich durch die Jahrhunderte, vielleicht auch im Teehaus von Potsdam wieder findet. Man kann sie aber auch zum Gegenstand von Konstruktionen nehmen, die dann ihr Eigenleben gewinnen: Italo Calvino³ *„Unsichtbare Städte“* verpacken in einem fingierten Dialog zwischen Marco Polo und Kublai Khan eine Anleitung, wie man Städte überhaupt beschreiben kann und wie Menschen ihre Strukturen beleben, oder auch entvölkern. Mittlerweile sind die verschiedenen Möglichkeiten von Stadt längst mit anderen Bildern und Theorien verknüpft.

Reiseberichte sind wichtig für das Verfertigen der Bilder im Kopf, ob sie nun Erlebnisse beschreiben oder im Kopf entstanden sind. Karl May, unverzichtbarer Champion früherer deutscher Sozialisation (noch bis in meine Generation) ist das beste Beispiel: seine Nordamerika-Clichés sind unzerstörbar, obwohl schlecht recherchiert und von der anschaulichen Realität weit entfernt. Seine weit besser fundierten Balkan- und Nahostbücher

¹ Willin Winkler zur Ausstellung „Bilder im Kopf“, Willy Brandt Forum, Berlin, bis 12.9.2010. SZ 25.5.2010

² Hugo A. Bernatzik: Die große Völkerkunde, Leipzig 1939; Die neue große Völkerkunde Frankfurt/M. 1954. Kontinuitäten spielen hier eine große Rolle.

³ Italo Calvino: Die unsichtbaren Städte. Hanser 1977 und 2007 (München)

haben weniger Eindruck hinterlassen, sind aber oft bis in politische Details nahe an der möglichen Wirklichkeit – sie haben eine Art Wahrheit ohne dass man selbst dort gewesen sein muss. Das betrifft nicht nur Landschaften, sondern Menschen, die sich in diesen räumen bewegen.

Andere Beispiele von deutlicher, langanhaltender Wirkung: Die *Prärie* bei Charles Sealsfield, die *Alpen* bei Adalbert Stifter, die *Mark Brandenburg* bei Theodor Fontane etc., aber auch die *Südsee* bei Gauguin, *Venedig* bei Canaletto und die *Ostsee* bei Caspar David Friedrich, oder die *Moldau* und der *Donauwalzer*. Nationalsymbole sind selbst verfestigte Bilder – Elias Canetti: der deutsche Wald.

Mir kommt es darauf an, zu zeigen, welche Quellen unsere Bilder haben. Neben Literatur oder bildender Kunst, neben eigenen Erinnerungen wirken Bilder, die über die Medien vermittelt werden und solche, die aus den Diskursen kommen, ohne dass uns das bewusst ist. Welches konkrete Bild sich in unserem Kopf festsetzt, ist nicht vorhersehbar – oder nur in engen Grenzen – und dennoch teilen wir bestimmte Bilder mit vielen anderen, andere gehören nur uns ganz persönlich.

Nicht eigentlich darum ist es mir zu tun, sondern was wir mit den Bildern anfangen, um uns in die Diskussion einzumischen – und damit machen wir schon Politik, ob wir uns dieser bewusst verweigern oder aktiv handelnd Stellung beziehen. Aus den Bildern folgen Interpretationen, die wieder handlungsleitend sind und mit anderen Tatbeständen und Vorstellungen verknüpft werden.

Meine Behauptung ist, dass diese Art des Handelns mehr zur Wirklichkeit unserer Politik beiträgt als die direkte Ansprache von Themen durch die Medien bzw. die Meinungsbildung der Politiker selbst.

Es geht heute um Afghanistan. Die These lautet: das Afghanistan, das die Deutschen im Kopf haben, hat mit dem Afghanistan, das in Zentralasien, zwischen Iran und Pakistan mit vier weiteren nördlichen Nachbarn liegt, wenig zu tun. Unser Afghanistan wird geradezu erfunden und viele nehmen es übel, wenn das wirkliche Afghanistan ganz anders ist – sich unseren Bildern und Vorstellungen widersetzt.

Unsere Sicherheit, unsere Freiheit werde am Hindukusch verteidigt, sagte ein deutscher Politiker vor einigen Jahren⁴. *Hindukusch*? Was haben Sie sich dabei gedacht, als sie das gehört hatten? Hindukusch – einige wussten gar nichts von diesem Hindukusch, für andere war es ein Gebirge wie der Himalaja und die wenigsten assoziierten den Namen *sofort* für Afghanistan. Dann stand der plötzlich *für* Afghanistan⁵. Und es wurde seitdem in unserer Vorstellung ein geographischer Ort fixiert, an dem unsere Soldaten kämpfen oder an dem unsere Freiheit verteidigt wird. Es wird ein Ort der Parteinahme – ist es richtig, dass unsere Soldaten am Hindukusch kämpfen, wenn *ja*, für uns – konkret, also werden wir bedroht und dort verteidigt, oder im übertragenen Sinn, wenn dort Terroristen bekämpft werden, greifen sie uns hier nicht an, oder auch, wenn *ja*, dann für die Afghanen, für deren Freiheit, Sicherheit, Überleben usw. Wenn *nein*, was dann? Dann wird das Land, das wir in der Vorstellung sehen, zum Ort des Ungemachs, der Schande – wie Verdun für die Franzosen,

⁴ Peter Struck 11.3.2004: in der Regierungserklärung spricht er auch nicht wörtlich von „Sicherheit“, die am Hindukusch verteidigt wird, die Lesart „Freiheit“, die verteidigt wird, hat sich in vielen Zitationen verfestigt (Zeit 24.7.2009) – ein Beispiel, wie wenig das Originalzitat bedeutet. In der FAZ vom 18.3.2008 heißt es z.B. bei Struck „die Interessen“ Deutschlands würden am Hindukusch verteidigt. Allein die bei Google abrufbaren Zitate (25.5.2010, Nr. 1-15) lassen eine Zeitspanne zwischen 2002 und 2009 zu!

⁵ Metonymie und pars pro toto als Stilmittel sind für die Herstellung von Bildern unerlässlich, weil sie als „Appelle“ an das Wieder Erinnern fungieren.

wie Stalingrad vielleicht? wie der Dolomitenkrieg für die Österreicher (Umgekehrt zum Ort des Sieges für die Taliban? Das aber wissen wir nicht, und woher wir die Bilder der Taliban haben, sollten wir auch noch erörtern).

Aber, werden Sie einwenden, warum sind denn diese Bilder wichtig? Die Vorstellungen der Politiker sind doch durch Theorie, Konzept und Konstruktion viel relevanter als unsere Bilder. Dort wird in einem politischen Kontext gehandelt, der nicht mehr assoziativ hergestellt wird.

Diesen Einwand wollen jetzt untersuchen.

Zunächst, wo liegt Afghanistan? Manche Amerikaner glauben im Ernst, dass Iran an Israel grenzt und es deshalb bedroht. Die wenigsten Menschen wissen aus der Schule, dass Afghanistan an Iran und Pakistan grenzt und auch eine Grenze mit China hat. Wo ein Land liegt ist aber wichtig, um Nähe oder Distanz zu geopolitischen oder regionalen Verknüpfungen herstellen zu können. Der Landkartenblick ist, was wir einigermaßen beherrschen und auch Politikern zuschreiben. Man sieht einen Globus mit allen Ländern in ihren politischen Grenzen, man sucht sich selbst und das Land, um das es geht, man zieht eine Linie dorthin und dann kann man die Umgebung studieren. Dann wird man verstehen, warum der Politikwissenschaftler Robert Kaplan Afghanistan in das Konzept der Neuausrichtung der USA am Indischen Ozean einbezieht⁶, obwohl das Land *land-locked*, also ohne Meeresküste ist. Ein historischer Globus lässt uns verstehen, warum Russland und England im 19. Jahrhundert in Afghanistan ihre Einflussphären abgrenzten. Die Distanz von uns dahin wird zB. in Flugkilometer übersetzt. Kosovo und der Balkan waren uns näher, gingen uns also mehr an: Eine, maximal zwei Flugstunden. Wie lange fliegt man nach Afghanistan?

Eine ganz andere Form, sich ein Land zu vergegenwärtigen ist die Identifikation mit den Bildern, die der von seinen Abenteuern Berichtende bei uns ablädt. Im Zeitalter von Blogs, Internet- und Skype-Technologien und durch die Allgegenwart des Handys ist dies einleuchtend, allerdings gegenüber früheren Berichten viel flacher. Rousseaus *edler Wilder* und Defoes *Robinson* haben über lange Zeit die *Phantasie* ebenso wie Konzepte in der Vorstellung beeinflusst. Diese Art der Literatur ist natürlich älter, aber immer wirksam. Das Muster führt uns allmählich zum Kern: Kunduz und Afghanistan. Dieses Muster gibt es seit der Odyssee von Homer: der Held erhält Zugang zu den Geheimnissen der lokalen Eliten – seine Gefährten müssen vor deren Kultur geschützt werden: so kann Odysseus dem Gesang der Sirenen lauschen, seine Mitsegler rudern mit verklebten Ohren. Uns näher ist *Karl Mays Old Shatterhand*, bzw. *Kara ben Nemsî*, der jeweils mit den Stammesführern engsten Umgang hat und ihre Sitten und Gebräuche genauestens kennen lernt und uns sozusagen als aufgedeckte Geheimwissenschaft mitteilt, sein Verständnis auf uns überträgt. Dieses Verstehen ist aber die Voraussetzung für unsere Bilder im Kopf – so sind sie, die Afghanen. So sind sie, die Paschtunen, die Taliban, die Eingeborenen. Eine erschreckende Replika dieses Musters findet sich bei einem Blog des Special Operations Kommandanten Jim Gant, der sich mit einem Familienoberhaupt befreundet und zu seiner Familie Zugang hat. So erzählt er⁷, es kommt nicht auf den Wahrheitsgehalt an. Wenn er nun seinen Häuptling explizit „Sitting Bull“⁸ nennt, dann löst das eine Assoziationsflut aus: edler Wilder, tapferer Kriege, also freundesfähig mit erzählenden Helden, und – nebenbei – Symbol eines untergehenden Volkes. Am Ende sind die Afghanen wie wir – oder wir haben sie dorthin gebracht, wahlweise auch

⁶ Robert Kaplan: Center Stage fort he Twenty-First Century. Foreign Affairs, Vol. 88, No. 2, 2009, 16-32

⁷ Jim Gant: One Tribe at a Time. Blog.stevenpressfield.com/2009/10/

⁸ Sitting Bull 1831-1890: Sioux-Häuptling mit legendärer Rolle im Freiheitskampf der amerikanischen Ureinwohner: Beispiel für US-Sicht der Anerkennung westlicher Überlegenheit durch einen tapferen „Eingeborenen“.

bekämpft. Die PsyOps⁹ sind Truppen, die die Herzen und Meinungen der Afghanen für sich gewinnen wollen, und wie sie das machen, erhellt unser Bild von ihren Versuchspersonen und – Klienten. Wenn es um das Verfertigen der Bilder geht, sind diese psychologischen Instrumentalisierungen von größter Bedeutung.

Mich interessiert es hier nicht so sehr, ob es moralisch ist, wenn ein Oberst den lokalen Clanchefs *Viagra* verteilt, damit ihre Männlichkeit gestärkt wird¹⁰. Mich interessiert, wie wir uns diese Stammesältesten und lokalen Führer eigentlich vorstellen, wenn diese durch derartige Geschenke bestochen, geehrt oder auch abgelenkt werden sollen; wie wir uns die Frauen dieser Männer vorstellen; wie wir uns zwischen Bestätigung unserer Sicht des Orients und emanzipatorischer Entrüstung winden (sexuelle Grenzüberschreitungen haben immer auch Komponenten uneingestandener Angstlust und gesteigerter Aufmerksamkeit).

Ich hatte diese Erkundung mit dem Hinweis auf Reiseberichte begonnen. Von den Reportagen, die nicht oder nur unwesentlich der Phantasie entspringen, sind solche aus jüngerer Zeit deshalb wichtig, weil sie das Land vor dem *Dreißigjährigen Krieg* beschreiben, der allmählich eine für Deutschland und Europa wichtige Analogie in der Vergegenwärtigung Afghanistans darstellt. Ich komme darauf zurück.

Es war in den 60er und 70er Jahren, dass man vergleichsweise einfach auf dem Landweg nach oder durch Afghanistan fahren konnte, und viele haben das getan. Deren afghanische Bilder kennen wir nur aus Erzählungen, ein wenig blieb Orientalismus, Haschisch (grüner und schwarzer Afghan) und Beziehungsprobleme auf der Fahrt bei den Zuhörern hängen. Aber vergessen wir nicht, dass die Bilder früheren Afghanistanfahrer genau die sind, die sie behalten, als Teile der wahrscheinlich eher intellektuellen und politischen Elite von heute als aller anderen Milieus¹¹. Woraus sich oft bestimmte Nostalgien erklären, die die Afghanen gerne als naturbelassene, *authentische* Stammeskrieger fern vom verderblichen zivilisatorischen Einfluss des Westens bewahren möchten, eine Art Naturreservat unserer Erinnerung.

Wenn wir von der Motivation der Reisenden einmal absehen – sie hält sich im Rahmen bekannter Begründungen für Fernreisen und Abenteuer – dann erhalten wir Aufnahmen von Land und Leuten, die näher an den ethnologischen und anthropologischen Forschungen liegen als am aktuellen Journalismus. Sehr verkürzt kann man sagen, dass diese Berichte – ich nenne von sehr vielen nur Newby, Schwarzenbach und Bouvier – die Perspektive des Beobachters stärker betonen als die des erwarteten Publikums, der Leser und Fernseher. Die Beziehung des Beobachters zum lokalen Partner gibt viel für die Bilder her, die sich später verdichten sollten – anhand von typischen Alltagssituationen wie Gastfreundschaft, Autopannen, lokalen Konflikten, in die man unversehens gerät. Newby¹² hat sicherlich für das britische Afghanistanbild der sechziger und siebziger Jahre so viel beigetragen wie früher der dort

⁹ „Capture their minds and their hearts and souls will follow“: (Motto von Psychological Warfare: Ed Rouse. www.psywarrior.com/psychist.html); unter www.Bundeswehr.de vgl. z.B. Video: Psyops Soldaten in Feyzabad. 21.8.2009. beide nachgesehen 25.5.2010. Vgl. M.E.Roberts: *Villages on the Moon*, Publish America 2005 (Baltimore). Die Kritik dieser psychologischen Kriegsführung und Propaganda sowie der militärfokussierten „Hearts and Minds“-Kampagnen ist einerseits deckungsgleich mit den Argumenten der Friedensbewegung, andererseits aber eine innerhalb des Militärs wichtige Dimension der Auseinandersetzung zu legitimen und illegitimen Mitteln der Kriegsführung mit Schnittstellen sowohl zur Folterkonvention als auch mit allen „soft tactics“.

¹⁰ U.a. Gary Younge 13.9.2009: www.guardian.co.uk/commentisfree/2009/sep/13/afghanistan-war-on-terror-viagra (Nachgesehen 25.5.2010).

¹¹ ARTE: Auf dem Hippie Trail nach Kabul (4. Folge von *Frei sein...*). 4.7.2007; viele Bekannte Politiker und andere Angehörige der Elite waren in Afghanistan, auch eine DDR-Delegation. Es kommt nicht darauf an, wer das konkret war, sondern wie das kollektive Gedächtnis im Heimatdiskurs weiter wirkt.

¹² Eric Newby: *A Short Walk into the Hindu Kush*. Picador 1958 (Oxford)

erfolglos operierende Churchill. (Wir kennen in Deutschland beides nicht). Annemarie Schwarzenbach¹³, die als junge Frau vor dem zweiten Weltkrieg ins Land und darin herumfährt, zeigt uns, wie die alten Kommunikations- und Verkehrswege ganz andere Einblicke in die Gesellschaft erlauben wie die durch Krieg und Zwangsmodernisierung entstandenen heutigen Verbindungen. Sie wurde vor ein paar Jahren als ein wichtiges feministische Rollenmodell wieder entdeckt. Nicolas Bouvier¹⁴ wiederum gelingt es, ein Lebensgefühl als Produktionsstätte von Bildern zu gestalten. Jetzt werden Sie mit Recht fragen: wer liest denn das, wer sieht denn die afghanischen Filme¹⁵, wer geht denn in die Ausstellungen zur Jahrtausende alten Kultur des Landes? Nun immerhin die Eliten, die am besten zur Verbreitung von Bildern und Stereotypen unter den kulturell und politisch Einflussreichen beitragen. Alle genannten wurden wieder entdeckt, als Afghanistan aus der Anonymität heraustrat, deutsche Wirklichkeit wurde. Für Feministinnen und Studenten war Schwarzenbach eine große Entdeckung, auch für uns, die wir mit der Ethnologie des Landes wichtige und widersprüchliche Erfahrungen machen müssen. Ohne es im mindesten zu wollen, blättert Newby die koloniale Geschichte und das Verhältnis der Afghanen zu den Engländern auf, zugleich malt er uns Panjir und Nuristan aus, einschließlich der Urwälder, die heute weitgehend abgeholzt sind. Heute spielt die Belletristik eine große Rolle bei der Übersetzung von Bildern in Massengeschmack, der *Drachenläufer* ist nur ein prominentes Beispiel. Aber durchaus noch in der Elite bleiben Bücher, die Einblicke in idealtypisches oder dokumentiertes Leben in Afghanistan geben oder die jüngste Vergangenheit verdichten (Kabul Beauty School¹⁶, der Buchhändler¹⁷, Schwalben¹⁸, Willemsen¹⁹). Der *Drachenläufer*²⁰ hat die Grenzen zum öffentlichen Massengeschmack bereits überschritten. Nicht zuletzt dienen Reiseführer wie *Crosslines*, *Lonely Planet* und *Reise Know How*²¹ zur Verfertigung von Bildern jenseits des täglichen TV- und Zeitungskonsums. Noch ganz im politischen Elitendiskurs bleiben aber jene Berichte, die unser Afghanistanbild sehr viel mehr prägen als uns bewusst ist: alle Parteien im Bundestag, vor allem die aktiven Parlamentarier zu afghanischen Fragen, kennen Winfried Nachtweis²² akribische Dokumentationen, die eine Realität schaffen, die sich von der offenen Blöße der Bundestagsdrucksachen, Entschließungen und Mandate deutlich unterscheiden. Diese Blöße aber ist gefährlich, denn hier dringt der Massengeschmack des Heimatdiskurses ein, der unser Afghanistan erfinden lässt.

Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass seit Jahrhunderten die Differenz zwischen „uns“, dem Eigenen, und „ihnen“, dem Fremden eine wichtige Sinn- und Identitätsstiftende Funktion hat. Über das Fremde meinen wir uns selbst (und meist unsere Überlegenheit) zu erkennen.

¹³ Annemarie Schwarzenbach (1908-1942): Reise nach Afghanistan Juli 1939 – Januar 1940. Schweizerische Nationalbibliothek. www.nb.admin.ch/aktuelles/01952/02032/index.html?lang=de&print_style=yes (nachgesehen 25.5.2010). Beachtenswerte Photos!

¹⁴ Nicolas Bouvier: Die Erfahrung der Welt. Lenos 2004 (Basel). Orig.: 1963 „L’Usage du monde“. Bes. ab S. 333

¹⁵ Michael Daxner: eine Filmliste zu meinem laufenden Seminar umfasst über 30 afghanische Filme seit den dreißiger Jahren; viele Auskünfte kann Nadia Karim, die Vorsitzende des deutsch-afghanischen Frauenvereins, Osnabrück, geben: sie kommt aus einer Filmtheaterfamilie aus Kunduz – vgl. FN 19

¹⁶ Deborah Rodriguez: Kabul Beauty School. Random House 2007 (New York)

¹⁷ Asne Seierstad: Der Buchhändler von Kabul. List 2007 (München)

¹⁸ Yasmina Khadra: Die Schwalben von Kabul. Aufbau 2003 (Berlin)

¹⁹ Roger Willemsen: Afghjanische Reise. Fischer 2007 (Frankfurt/M)

²⁰ Khaled Hosseini: Drachenläufer. Btv 2006 (Berlin)

²¹ Susanne Thiel: Kulturschock Afghanistan. Peter Rump 2007 (Bielefeld); Paul Clammer: Afghanistan. Lonely Planet 2007 (London); Edward Girardet und Jonathan Walter: Afghanistan. Crosslines2004 (Genf): 2. Auflage nach 1998!

²² Winfried Nachtwei: viele Blogs werden über [blog.bit.ly/...](http://blog.bit.ly/) versandt, auch über die Verteiler der BAG Frieden bei den Grünen u.a.

Wissenschaftlich ist das akribisch in der Auseinandersetzung mit dem Orientalismus (Edward Said und die Folgen), dem Balkanismus (Maria Todorova), dem Exotismus etc. erforscht. In der Literatur kann man nur auf die ungeheure Tiefenwirkung von Schriftstellern wie Kipling (gerade zu Afghanistan und Indien) und vielen anderen verweisen²³.

Heimatsdiskurs ist ein wissenschaftlicher Begriff und eines der Forschungsthemen, an denen ich seit Jahren arbeite. Er bedeutet, vereinfacht und zugespitzt jene Form, in der man über Afghanistan spricht oder schweigt; worüber man sprechen soll, um dazuzugehören: im Auswärtigen Ausschuss, in der Presse, am Stammtisch, zu Hause, wenn es darum geht, ob ein Familienmitglied nach Afghanistan geht. In diesem MAN werden Begriffe formuliert, von denen die Medien oft glauben, sie hätten sie erfunden – Krieg, in den Krieg ziehen, radikal islamische Taliban, Nomaden, korrupte Verwaltung etc. – gehören zu diesem Diskurs, der politisch und kulturell wirkt. Wir verbinden ihn auch mit den Bildern eines unsympathisch gezeichneten Karsai, eines böß blickenden Talib ... Am Ende meint man selbst etwas zu wissen, obwohl man es nur aus dem Diskurs herausgezogen hat und nun selbst anwendet, um seine Kompetenz zu beweisen oder aber seine Wissenslücken zu bemänteln. Unsere Meinung zu den genannten Begriffen wird auch in Bilder übersetzt. Ich gebe Ihnen einige sehr unterschiedliche Beispiele:

Totenkopf-Affaire (Islambild überdeckt militärischen Verhaltenscode)

Stabilisierungseinsatz (wer stabilisiert was wozu – im Gegensatz zum scheinbar eindeutigen Frieden)

Unsere Soldaten sind im Krieg (aber wir führen keinen Krieg)

Radikal-islamische Taliban (tägliche Bezeichnung in allen Medien)

Korruption (was unterscheidet afghanische von deutscher Korruption?)

In all diesen Beispielen ist das problematischste Wort das Wort „Wir“, weil es sich vom MAN des Diskurses unterscheidet. Wir wirken an dem Diskurs mit, aber wir machen ihn nicht und sind nicht seine Meister. Aber er bestimmt viel von dem, was wir sehen wollen und können. Photographie ist ein Mittel, auch zu sehen, was uns sonst entgeht; und Forschung, natürlich, aber darüber will ich heute nicht sprechen.

Alle Metaphern beruhen auf Vergleichen, und alle Vergleiche beruhen darauf, dass unsere Erfahrungen und verinnerlichten Einstellungen, Werte und Normen in Bilder gesetzt werden, die mit aktuellen Ereignissen und Strukturen vergleichbar sind.

Ein Soldat hält einen verwundeten, vielleicht strebenden Soldaten im Arm. Das Pietà Motiv ist eines der meist verbreiteten in allen Bildern von Gewalt). Hört man im Hintergrund *Ich hatt' einen Kameraden*, oder bildet man sich das dazu ein? Klar ist, dass es hier um ein Bild der kollektiven Sichtweise von Soldaten im Krieg geht: das könnte schon in den napoleonischen Kriegen, in Verdun, bei Remarque oder vor Stalingrad so gewesen sein. Es ist auch im Fernsehfilm „Willkommen zu Hause“²⁴ so eingeblendet, dass der Kontext der Geste – der trauernde, fürsorgliche Kamerad – ausgeblendet werden kann. In der Diskussion zu diesem Film sprechen heimgekehrte Soldaten aber eine ganz andere Motivation, Konstellation, und Wahrnehmung an als mit dem Pietabild in den Zuschauern ausgelöst wird. Dort, wo Krieg stereotypisiert den Landserbildern nahe kommt, ist es nicht mehr weit zu einem fatalen Werturteil: Herr Stolze, Pressesprecher des Bundeswehrverbands, spricht

²³ Neuerdings: Al-Dabbagh, Abdulla: *Literary Orientalism, Postcolonialism, and Universalism*. Peter Lang (New York 2010)

²⁴ *Willkommen zuhause*: ausgestrahlt 2.2.2009 SWR, fertiggestellt schon 2008, zweimal verschoben: einmal wegen US-Präsidentenwahl, ein zweites Mal wegen UEFA-Cup-Fußballspiel. Eine sachliche Diskussion über das Thema wurde von der Redaktion mir gegenüber sanft abgeblockt.

davon, dass wir jetzt einen „*richtigen Krieg, mit richtigen Kämpfen hätten*“²⁵ und die Taliban eine „*richtige Truppe*“ hätten, mit ausgebildetem Militär. Das „*richtig*“ verweist auf die Macht der Diskurse, das Wort ist doppeldeutig: Es bedeutet *Das ist gut so*, und *es ist die Wahrheit*. Was denken *Sie* jetzt beim Begriff richtiger Krieg, in diesem Augenblick? In dieser Ausstellung zum Beispiel bedeutet die Wahrheit, dass Getötete Hinterbliebene haben, dass Überlebende invalide sind oder Veteranen. Die große Zahl der schnell geschriebenen Erlebnisberichte von heimgekehrten Soldaten tun ein übriges, wobei ein im psychologischen Sinn „konstruiertes“ Afghanistan als authentisch ausgegeben wird, obwohl die Erfahrungsbedingungen für die meisten Soldaten gerade so sind, dass sie einen ganz bestimmten Ausschnitt nur sehen können – vergleichbar dem Sehfenster einer Burka.

Weitere Lieferanten von Bildern sind die vielen afghanischen Diaspora-Angehörigen, die mit größerer Wahrscheinlichkeit auf interessierte als auf völlig ignorante Deutsche treffen²⁶. Der kleine, langsam anwachsende Tourismus und die Erfahrungen und Auswertungen der Hilfsorganisationen, Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen und Talkshows erreichen insgesamt nicht so viele Menschen wie die regelmäßigen, stereotypen und wenig sagenden Bad News der Nachrichten auf den großen Sendern. Da diese Bad News immer die gleichen Typen von Anschlägen mit immer den gleichen Begriffen litaneieähnlich herunterbeten, verfestigen sich Bilder und Namen bei einem relativ größeren Publikum, das die Nachrichten ja nicht wegen Afghanistan anschaltet. Good News brauchen mehr Sendezeit, ausführliche Kommentare und finden auf Sendern mit kleiner Einschaltquote ihre Nischen. In der breiten Öffentlichkeit aber wird Afghanistan als Verbindung des Kriegsdiskurses mit einem näher gerückten Land konstruiert, mit dem wir ohne 9/11 fast gar nichts, und seit diesem Datum zunehmend mehr negative Assoziationen haben.

Hier in Deutschland verfestigt sich das Bild von den Gefallenen – mit viel Ehre, Ritual und dem Possessivpronomen „*unser*“, aber man muss hierher, in diese Ausstellung kommen, um die Bilder zu sehen von „*ihren!*“ Angehörigen und „*ihren*“ Toten. Das *Wir* und *Sie* jedes Konflikts setzt sich über den Tod hinaus fort, und der Sinn des Sterbens überlagert den Sinn der Anwesenheit und Arbeit von Bundeswehrsoldaten in Afghanistan. Das ist schlecht und nicht richtig. Denn nur wenn wir ein Bild verfertigen, das die Afghanen mit einbezieht in unsere politischen und militärischen Handlungen, können wir bei unseren Soldaten sowohl im Leben am Hindukusch als auch nach ihrer Rückkehr, lebendig, traumatisiert, verwundet oder bloß Veteran, oder gar tot ein wahres Afghanistan uns vorstellen, keines, das nur durch unsere Sinnproduktion erschaffen wird. Die Bilder sind plötzlich zweigeteilt: die Asservaten der Toten, ihre Ausweisfotos, Habseligkeiten und Zeugnisse verweisen auf den Kontext – Afghanistan, die Umstände ihres Todes – und die Endgültigkeit: nichts mehr macht sie lebendig. Die Bilder der Lebenden sind solche, in denen wir Trauer, Würde und eine Haltung lesen können, die schon angesichts der Tatsache, dass sie fotografiert werden, eingenommen wird und mit ganz anderen Assoziationen verknüpft werden. Susan Sontag würde sich bestätigt fühlen, dass diese Photos auch erlauben, am Leid, aber auch an der Zeit der Überlebenden teilzuhaben²⁷: das bedeutet, dass wir uns auch Bilder vom Leben der Angehörigen machen (müssen), weil sie ja *weiter leben*. Neue Bilder, die wir zum Beispiel

²⁵ Wörtlich auf einer Podiumsdiskussion bei der Heinrich Böll Stiftung „Ist der Stimmungswandel gestaltbar?“ 11.5.2010, Berlin.

²⁶ Theoretisch kann man das mit Pierre Bourdieus Habitus-Affinität erklären. Der bei Bourdieu überall verwendete Habitus-Begriff bergündet gegenseitiges Verständnis aus Habitus-Affinität. Eine solche Affinität besteht bei Menschen mit hohem Bildungskapital, die bereit und erfahren sind, sich ihre Meinung zu bilden.

²⁷ Vgl. Susan Sontag: Das Leiden anderer betrachten. Fischer 2008 (Frankfurt/M); Über Fotografie. Fischer 1980/2003 (Frankfurt/M).

vergleichen können mit dem weiteren Leben der Angehörigen toter deutscher Soldaten. Nochmals Bourdieu aufzurufen bedeutet aber auch, dass wir in den Fotos sehen, was wir mit dem freien Auge nicht sehen würden, wären wir selbst am Schauplatz. Die Bilder halten fest, was ist und nicht nur, was wir sehen wollen. Kein Zufall, dass Bourdieu seine Theorie im Algerienkrieg verfertigte, zusammen mit ersten Versuchen wissenschaftlicher Fotografie. Moralisch sind Fotos von Lebenden immer der Aufruf des Philosophen Emanuel Lévinas: der Blick des Anderen bedeutet „töte mich nicht“! Aber das gilt nicht mehr für die, die nicht mehr leben.

Der 4. September 2009 und die Folgen haben vieles verändert. Wir haben einen Überschuss an Bildern, visuellen, gestischen und sprachlichen. Das Verhalten der Bundesregierung und der Bundeswehr haben dafür gesorgt, dass eine Reihe von zusätzlich betroffenen Bevölkerungsgruppen im medialen Dauerfeuer steht. *Kunduz* ist ein Schlüsselwort geworden, der Ort, an dem Deutschland, oder zumindest die Bundeswehr, seine bzw. ihre *Unschuld* verloren hat. Mir würde so eine Formulierung nie über die Lippen kommen: Wo, wann, wie waren wir, war wer schuldig oder unschuldig? Ich denke schon, dass man Schuld benennen kann und ebenso Unschuld und Mitschuld. Aber nicht unmittelbar ist moralisch aus den Bildern abzulesen, die ihr Eigenleben in uns entwickeln und uns konfrontieren.

Denken Sie jetzt an den Ort, an die Bilder vom Fluss und den ausgebombten Tankwagen, und dann an die Unschuld. (Für viele Amerikaner war es der Ort My Lai in Vietnam, wo analoges geschah). Erst die Lügen, Peinlichkeiten, Ausflüchte haben einer schlimmen Wirklichkeit eine zusätzliche Wahrheit, nämlich die Existenz eines wirklichen Afghanistan geradezu aufgedrängt. (Das mag einer der Gründe sein, warum viele Afghanen unsere Diskussion über den 4. September nicht verstehen).

In den Gesichtern der Hinterbliebenen lesen wir vielleicht mehr und anders als diese Menschen vor der Camera ausdrücken wollten. Aber wir lesen immer ein Stück Afghanistan. All diese Menschen, die noch leben, sind verwandt mit den Opfern einer Kampfhandlung, die man nennen kann, wie es der Diskurs verlangt. Was mit Krieg gemeint ist, weiß jeder, auch der des Kriegsvölkerrechts Unkundige, das *ist* die Alltagssprache. Wir können nicht aus der Opferperspektive diese Bilder betrachten und deuten, wir können uns den Opfern nur empathisch annähern und feststellen, dass diese meist jungen Menschen nicht in einem grausamen Ritual geopfert wurden; dass sie nicht zu Opfern wurden, weil Täter sie dazu erkoren hatten. Wir betrachten diese Bilder auch nicht aus Täterperspektive, nur weil unsere Soldaten auch beteiligt waren. Wenn wir daraus eine Lehre ziehen können, dann die: nur die Lebendigen, die Überlebenden, die Angehörigen der Getöteten, und im Weiteren die lebenden Afghanen, Deutschen, Amerikaner und alle anderen, die beteiligt sind, können die Dinge zum besseren wenden. Die Toten sind sich alle gleich, und keiner von ihnen ist unser Gefallener oder ihrer.

Anmerkung:

Sehr viel zusätzliche Literatur findet sich im wissenschaftlichen Apparat der Forschung zu Interventionskultur und Heimatdiskurs. Vgl. dazu www.uni-oldenburg.de/interventionskultur/ und Bonacker/Daxner/Free/Zürcher. Interventionskultur. VS 2010 (Wiesbaden).

Der Vortragende: Prof. Dr. Michael Daxner, SFB 700. FU Berlin, Binger Strasse 40, 14197 Berlin.